

NILS WESTERBOER



ATHOS

2 6 4 3

ROMAN

Hobbit
Presse 
Klett-Cotta

NILS WESTERBOER



ATHOS

2 6 4 3

ROMAN

Hobbit 
Presse
Klett-Cotta

Nils Westerboer

A T H O S

2 6 4 3

Roman

Klett-Cotta

Impressum

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung mehrerer Abbildungen von

© Shutterstock (Michal Sanca, Vadim Sadovskis, decoret)

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98494-1

E-Book ISBN 978-3-608-11853-7

Inhalt

// **TEIL 1** util

Prolog

Störung

Hayya alal falah

Kapsel

KL

Zelle

Der tote Winkel

Vesper

Belvedere dell'Infinito

Das Früheste, vielleicht

Labor

Schwarz

Taubes Gestein

Terrarium

Nachtoffizium

Schleuse

Agios Stavros

Tunnel

Dido

Lift

Sext

Kleiner Spiegel

Die Bedingungen des Horizonts

Augen

Wunschliste

Meteorologie

Notausgang

Non

Diffusion

Funus

T-Kreuzung

Das Früheste, so weit

Panaghia

Arbeitsplatte

Unter einer Decke

Morija

Korridor

Komplet

Der Remscheid-Eimer

// **TEIL 2** deon

Prolog

Druckabfall

Höhere Gewalt

Erste Freischaltung

Böse Wetter

Zweite Freischaltung

Rauschen

Wetterstation

Felsnasen

Dritte Freischaltung

Zweihundert Lumen, einundzwanzig Grad

Himmelfahrt

Skotom

Hohlraum

Kasualie

Das Trolley-Problem

Terrarium

Turing-Ob

Kurskorrektur

Militärische Dichte

Kohelet

Rückflug

Das Früheste, der Rest

Anflug

Der Preis, der noch kommt

Kismet

Hypofugalsteg

Glossar

Danke

// TEIL 1 UTIL

Prolog

Die Witwe von Kalmar

Nachdem sie aufgehört hatte, ihn zu lieben, benötigte die Hausfrau Tilla Lundström aus Dunö vier Jahre und dreiundneunzig Tage, um ihren Mann schuldfrei zu töten.

Er hatte die Ehe gebrochen mit einem Mädchen, das so jung war, dass man, anstatt von Ehebruch, von einer Straftat reden musste. Als Tilla davon erfuhr, war bereits Klage gegen ihn erhoben worden. Während des Verfahrens stand sie ihm bei, so gut sie konnte, und sorgte weiter für sein Wohl. Dies tat sie, da er nicht mehr der Jüngste war und sie an Vergebung glaubte. Er aber sah sie kaum noch an, nahm sie in Gesellschaft nicht ernst und behandelte sie wie eine Untergebene.

Am Freitag, dem 12. November 1959 waren alle Bußgelder bezahlt und Tillas Liebe aufgebraucht. Sie fuhr in die nächstgrößere Stadt, Kalmar, besorgte Fleisch, Rotwein und Naschwerk für den Nachtisch. Sie bereitete ihm ein Festmahl zu, wie er es mochte: reichlich und gehaltvoll. Nachdem er aufgegessen hatte, einigte sie sich mit ihm darauf, dass man es sich doch nun des Öfteren gutgehen lassen könne.

Beim ersten Licht des folgenden Tages reiste sie erneut in die Stadt, um Nachschub zu besorgen. Als sie den Tisch

deckte und er mit einem fragenden Blick die Kerzen betrachtete, die sie aufstellte, sagte sie zu ihm, dass man ja nicht mehr jung sei, das Leben aber kurz und jeder Tag zähle. Es schmeckte hervorragend, er griff zu und man stieß an. Da die Lundströms vermögend waren, wurde nun beinahe jeder Tag zum Fest, das Bußgeld war ja bezahlt.

Sie aß wenig, gab ihm oft etwas ab. Manchmal empfahl sie ihm sogar, er solle sich doch etwas zurücknehmen, wegen »seiner nicht so guten Werte«, und manchmal tat er das auch.

Als er nach vier Jahren und dreiundneunzig Tagen schwer an der Leber erkrankte und schließlich starb, verkaufte Tilla Lundström das Haus in Dunö. Sie zog nach Kalmar, wo sie sich eine kleine Dachwohnung nahm und ein sehr angenehmes Leben führte. Als sie irgendwann merkte, dass sie die Treppen nicht mehr hochkommen würde, hörte sie auf, Flüssigkeit zu sich zu nehmen und starb.

Siebzig Jahre später stieß ein deutscher Jurist, der das Haus mit der Dachwohnung gekauft hatte, auf ihre Tagebücher und rekonstruierte den Fall. Tillas handschriftlicher Nachlass enthielt vor allem Rezepte. Aber es gab auch Einträge, in denen sie sich Gedanken um ihre Schuld machte.

Sie lehnte es ab, sich als heimtückische Mörderin zu begreifen. Zwar hatte sie am 12. November 1959 entschieden, dass Sigge Lundström das Leben nicht mehr verdiente. Aber sie hatte ihn niemals zu den Mahlzeiten überredet oder gar gezwungen. Da er jeden einzelnen Teller und jedes Glas freiwillig und im Bewusstsein »seiner

nicht so guten Werte« geleert hatte, konnte von Arglosigkeit keine Rede sein.

In einem vielbeachteten Aufsatz erklärte der Jurist sie dennoch für schuldig im Sinne des Gesetzes. Er erkannte in ihrem Tun eine besondere Form von Tötung, für die es zu diesem Zeitpunkt noch keinen Begriff und keine Definition gab. Tilla Lundström, bekannt geworden als »die Witwe von Kalmar«, hatte lediglich Bedingungen geschaffen, die den Tod ihres Mannes zwar begünstigten, in denen er aber keine Sekunde gegen seinen Willen oder gegen ein besseres Wissen gehandelt hatte.

Der Aufsatz blieb juristisch folgenlos. Man hielt die posthume Verurteilung für eine Spinnerei und befürchtete den Verlust eines brauchbaren Schuldbegriffs, würde man den Fall ernst nehmen. Ein Spötter schrieb, Sigge Lundström habe nach diesem Verständnis Selbstmord begangen, indem er seine Tilla geheiratet hatte.

Der Jurist ließ von der Sache ab. Aber ihn beschlich in den Jahren immer eine leise Furcht, wenn er an die Witwe dachte, und er mied den Dachboden des Hauses. Eines Abends sprach er mit seiner Frau darüber. Sie war Linguistin und geriet mit ihm in einen heftigen Streit über die richtige Form, die Tat auszudrücken.

Der Jurist bevorzugte naturgemäß den kausalen Ausdruck: »*Weil* sie ihm Fleisch, Rotwein und Naschwerk gab, starb er.« Auch die finale Variante »Sie gab ihm Fleisch, Rotwein und Naschwerk, *damit* er starb« erschien ihm angemessen, denn in beiden Fällen sei der Schuld der Witwe grammatisch entsprochen.

Die Frau des Juristen aber beharrte auf der konsekutiven Form: »Sie gab ihm Fleisch, Rotwein und Naschwerk, *so dass* er starb.« Dies sei der Ausdruck, der dem Handeln der Witwe am nächsten komme.

Schuld trage sie nur diese: Sie hatte aufgehört, ihren Mann zu lieben, und es ihm nicht gesagt.

aus: Oehme, Gunnar / Remscheid, Nikolaus (Hrsg.):
Juristische Probleme künstlicher Intelligenz.
Stockholm 2067

*Man can go anywhere.
He just has to take his own
atmosphere with him.*

Major David G. Simons, Project Manhigh

Störung

Die Sauerstoffzufuhr der Luxussuite 411 im Hotel Sherif auf Kütahya eignet sich hervorragend zur Befestigung menschlicher Handgelenke mit einem Roringstek. Da die Gasleitung auch als Handlauf dient und auf Hüfthöhe verankert ist, kann man dem Gefesselten die Gnade eines Stuhls gewähren. Roringstek-Knoten wurden zum Vertäuen von Schiffen verwendet, als diese noch durch Wasser fuhren.

Rüd sitzt mit dem Rücken zur Wand, die Hände unter den Schulterblättern gekreuzt. Die rote Kordel, mit der ich ihn an die Gasleitung gefesselt habe, hat er erst kürzlich aus einer episkopalen Kirche auf Cressida geklaut. Sie ist mit Samt überzogen und äußerst leichtgängig.

Rüd weiß, dass er sich nicht den kleinsten Ruck erlauben darf. Kein Knoten zieht sich schneller zu als ein Roringstek, sobald er auch nur ein bisschen belastet wird.

Ich trete vor das Panoramafenster der Suite, um meine Spiegelung zu betrachten. Der schwarze Satin steht mir gut. Ich drehe mich zur Seite und führe eine Hand an den Mund, als müsste ich noch einmal überlegen, ob es das richtige Kleid für den Abend ist. Rüd sieht es zum ersten Mal an mir.

»Du siehst gut aus«, sagt er.

Ich schaue über die freie Schulter. »Vielleicht ist es doch ein bisschen zu kurz?«

»Auf jeden Fall«, sagt Rüd.

Ich fange, wie nur beiläufig interessiert, seinen Blick auf. »Was würdest du sagen, wenn ich jetzt einfach ausgehe?«, frage ich. »Ohne dich?«

»Vergiss die Zahnbürste nicht!«

Rüds Stuhllehne stößt leise an die Gasleitung, ich bemerke Bewegungen hinter seinem Rücken.

»Reiß dich zusammen!«, rufe ich kühl. Rüd weiß, dass ich ihm nicht helfen kann, sollte er den Knoten zuziehen.

Ich schenke meinem Spiegelbild ein Lächeln. Es macht ihn rasend, wenn ich so tue, als würde ich mir gefallen. Für einen winzigen Augenblick fokussiere ich, ohne dass er es bemerkt, auf die Panorama-Aussicht hinter der Spiegelung.

Sie ist einer Thalassos-Prime-B-Suite angemessen, der Blick auf Neptun tadellos. Aufgrund der gedrosselten Ramadan-Rotation von Kütahya dreht sich der Blick auf das riesige Gasmeeer nur langsam gegen den Uhrzeigersinn. Der kobaltblaue Horizont des Planeten erscheint trotz der Windstärke und der sechshundert Kilometer hohen Wasserstoffwellen glatt wie der Rand eines Porzellantellers. Knapp darüber identifiziere ich das Sternbild des Wals. Die baugleiche Schwesterwerft von Kütahya, Afyon, schießt vorbei, ein graues, mit Industrie überzogenes Rad in einem Wirbel aus Abgasen, die es spiralförmig ins All abstößt.

Ich stemme die Hände in die Hüften, schaue an mir herunter.

»Oder doch das mit den Blümchen?«

»Bleib so!«, seufzt Rüd. »Und bleib.«

Er weiß genau, dass ich gar nicht anders kann. Ich zucke mit den Schultern, laufe ins Bad und lasse die Schiebetür aus Ebenholz offen. So muss er hilflos zusehen, wie der Satin langsam an mir heruntergleitet.

Da Kütahya während des Fastenmonats mit nur einer halben Umdrehung pro Minute rotiert, dauert es quälende fünf Sekunden, bis mein Kleid auf dem goldgrünen Mosaikboden gelandet ist. Zum Ramadan darf maximal ein Drittel der habitablen Standardschwere erzeugt werden. Ich blättere nackt in meinen Kleidern, die an Bügeln im Bad hängen. Sie bewegen sich wie in Zeitlupe.

»Komm zu mir!«, ruft Rüd.

Ich tue so, als würde ich ihn nicht hören. Ich ziehe das Blümchenkleid hervor, das er mir auf dem Suq von Stambul gekauft hat. Es ist eins meiner engsten. Ich muss mir Zeit lassen, damit ich es störungsfrei anziehen kann. Am gefährlichsten sind die dünnen Träger an den Schultern und die schmale Taille. Ich zupfe eine ganze Weile an mir herum, bis es gut sitzt. Für den kleinen Reißverschluss am Rücken brauche ich Hilfe.

Ich gehe zu Rüd, komme mit den Lippen nah an sein Ohr:
»Ist hier noch ein Platz frei?«

Rüd lächelt. »Ich hab ihn extra freigehalten.«

Ich setze mich, ihm den Rücken zuwendend, auf seinen Schoß und hebe meine Haare aus dem Nacken.

»Könntest du mir bitte mit dem Reißverschluss helfen –«

»Sehr witzig.«

Ich rutsche langsam zu ihm nach hinten, bis er begreift, wie ich das meine. »Sei vorsichtig!«

Rüd nimmt den Reißverschluss zwischen die Zähne.

In diesem Moment piept mein Emitter. Es ist ein schriller, unverwechselbarer Ton, der sich nicht abstellen lässt.

»Verdammt!«, flucht Rüd, »nicht jetzt!« Er wirft den Kopf zurück, ohne den Mund zu öffnen.

Das hält die Oberflächenspannung meiner Erscheinung nicht aus. Sie reißt.

Der Blümchenstoff dringt von vorne in mich ein, taucht durch meinen Oberkörper hindurch und hängt mir schließlich grotesk auf der Höhe, wo beim Menschen die Lendenwirbel sind, aus dem Rücken. Kleine Störungsblitze funkeln überall dort, wo der echte Polyester durch meine Schein-Epidermis dringt.

Der Emitter wiederholt sein scharfes Piepen.

»Verdammt«, wiederholt Rüd seinen Fluch, immer noch den Reißverschluss zwischen den Zähnen. »Steh auf!«

Ich gehorche. Begleitet vom leisen Knistern elektrostatischer Entladungen bleibt mein Kleid auf seinem Schoß zurück, und es dauert einen Moment, bis ich nackt und störungsfrei vor ihm stehe.

»Tut mir leid«, sage ich, obwohl er weiß, dass es nichts gibt, das mir leidtut. »Ich kann die Meldungen der Obhut nicht unterdrücken.«

»Ist es wenigstens wichtig?«

»Dein Weiterflug startet in einer Stunde.«

Rüd seufzt und richtet den Blick auf den Neptun, um seine Erregung niederzukämpfen. »Dann weißt du jetzt auch, wohin es geht?«

»Athos.«

Er blickt fragend zu mir auf. Ich gehe hinter ihm in die Hocke, um die Kordel von seinen Handgelenken zu lösen.

»Ein Mond«, flüstere ich, »ein kleiner, einsamer Mond.«

»Das klingt gut –«

»Ein Kloster!«, ergänze ich streng.

»Nicht schon wieder!«

»Es gab einen Unfall. Du sollst das prüfen.«

»Blutig?«, fragt er neugierig.

»Durchaus. Die Obhut mahnt an, dass ein größerer Eingriff nötig sein wird.«

»Kommst du mit?«

Dies ist eine rhetorische Frage.

»Natürlich, Schatz!«, sage ich.

Ich zupfe vorsichtig an den Rundtörns hinter Rüds Rücken. Legt man einen Roringstek mit einem samtbeschichteten Seilstück an und beweist der Gefesselte ausreichend Disziplin, dann ist der Knoten auch von einer gynoiden Emission mit eingeschränkter Solidität wieder zu lösen.

Rüd macht Fortschritte. Ich muss keinen Portier rufen.

»Bekomme ich hier auf Kütahya noch irgendwo einen Kaffee, bevor es losgeht?«, fragt Rüd und betrachtet seine Handgelenke, als hätte irgendetwas an ihnen gescheuert.

Ich recherchiere nach Lokalitäten, die es mit der Fastenzeit nicht so genau nehmen. »Die Shishabar am Hafen schließt demnächst.«

»Sind noch Gäste da?«

»Der letzte geht gerade. Das Abendgebet steht an. Rechne damit, dass dein Kaffee seinen Preis haben wird.«

»Ach, alles hat seinen Preis«, sagt Rüd.

Hayya alal falah

Rüd bekommt seinen Mokka, einen sündhaft teuren Galatea Insomnia, umsonst. Die Ramadan-Rotation von Kütahya hält ihn nur mühsam in der Tasse. Da Rüd weiß, welchen Wert flüssiges Wasser auf einer neptunischen Werft hat, rührt er vorsichtig.

Wie alle, die nicht an den Zufall, sondern an das Schicksal glauben, weiß der Hafewirt von Kütahya die Gunst eines richtigen Moments zu erkennen. Dass einer mit Rüds Qualifikation, aus der Ferne kommend und nur auf der Durchreise, ausgerechnet ihn aufgesucht hat, insgesamt in Eile, aber mit genügend Zeit, den Preis eines guten Mokkas mit einer kleinen Gefälligkeit begleichen zu können, ist Kismet vom Feinsten.

»Ich habe noch keinem erzählt, was ich Ihnen gleich erzähle«, beginnt er. »Ich möchte jetzt keine neuen Gäste mehr. Stört es Sie, wenn ich abschließe?«

»Nein«, sagt Rüd.

Der Wirt lässt eine Hand unter der Theke verschwinden und es klickt in der Eingangstür. »Selbst die Frau weiß nichts davon!«

Er dimmt die Beleuchtung auf fünfzig Lumen, was den Ausblick in den Weltraum weitgehend entspiegelt. Ein Band von Zirruswolken umschließt den Äquator Neptuns, den man hier, entweder scherzhaft oder liebevoll, das

Mittelmeer nennt, und ich beobachte Anzeichen eines stärker werdenden Sturms auf der Südhalbkugel. Auf einem der Fenster klebt ein kleines, rotes Herz aus Papier.

»Wie schmeckt der Kaffee?«, fragt der Wirt.

»Ausgezeichnet«, sagt Rüd, wissend, dass der Preis noch kommt.

Der Wirt versenkt ein Teeglas im Spülbecken, das bis zum Rand mit schwarzem Reinigungsgranulat gefüllt ist. »Ich brauche ihre Hilfe«, sagt er leise. »Ich wollte gerade beten gehen. Und dann kommen Sie.«

Seine Stimme ist das Flüstern nicht gewöhnt. Alles an ihm besteht aus reinem, gottgegebenem Stolz, der ostanatolische Akzent, das gepflegte graue Haar, der Walross-Moustache und sogar die Narbe, die durch die feinsinnigen Züge seines Gesichts geht wie ein Korrekturstrich. Der folgende Satz geht ihm schwer über die Lippen: »Keiner kann mir helfen außer Ihnen!«

»Was ist mit Ihrem Gott?«, fragt Rüd.

»Er hat Sie geschickt.«

Rüd kapituliert mit einem Lächeln. Er hat nur bedingt Lust zu arbeiten, aber der Kaffee ist ausgezeichnet. »Ich hab wirklich nicht viel Zeit.«

Der Wirt zieht ein blitzsauberes Glas aus dem Becken. Er stellt es in ein Regal hinter der Theke, wo es die einzige Lücke in einer langen Reihe blitzsauberer Gläser schließt.

»Ich mache hier alles selbst«, beginnt er. »Ich bin der Erste, der morgens kommt, und der Letzte, der abends geht. Nichts geschieht hier ohne mich. Die Leute wissen das. Wenn jemand etwas kaputt macht, ersetzt er es. Wenn jemand etwas stiehlt, bringt er es zurück.« Er reibt sich

vorsichtig die Hände über dem Spülbecken, langsam sinkt das schimmernde Granulat hinein. »Wenn mich die Frau verlässt, heirate ich eine neue. Wenn mir die Frau stirbt, heirate ich eine neue. Ich bin der, der das Licht anmacht. Verstehen Sie?«

»Ich glaube schon«, sagt Rüd.

»Vielleicht ist es eine Strafe«, fährt der Wirt fort.

»Vielleicht habe ich nicht lange genug getrauert.« Er geht einen Schritt zurück, um in den violetten Vorhang aus versteiftem Pseudo-Brokat zu greifen, der den Durchgang zu seiner Küche verdeckt. »Aber ich werde nicht zulassen, dass er mich zugrunde richtet!«

»Wer?«, fragt Rüd.

Der Wirt zieht den Vorhang zur Seite. Dahinter erscheint, neben einer mit Baklava gefüllten Kühltruhe, ein wuchtiger Apparat mit einer verchromten Front und der Aufschrift *Bulaşıkprof 8*.

»Das Hochzeitsgeschenk«, erklärt er.

»Gratulation!«, sagt Rüd, der keine Ahnung hat, was er da vor sich hat.

Der Wirt schüttelt den Kopf. »Bitte nicht -«

»Was ist das?«, fragt Rüd.

»Ein Hochfrequenzspüler. Ein reeller Volltakter. Er soll mir Arbeit abnehmen!« Der Wirt beugt sich über die Theke, um näher an Rüds Ohr zu kommen. In sein Flüstern mischt sich Bitterkeit wie ein Gift. »Ich will ihn nicht.«

Rüd betrachtet ihn fragend.

»Mein Schwiegervater«, sagt der Wirt, »hat ihn während meiner Hochzeitsreise hier aufgestellt. Er ließ ihn anschalten, bevor ich widersprechen konnte. Ich war ja

nicht da!« Sein Mund formt sich zu einer beleidigten Schippe.

»Geht er nicht gut?«, will Rüd wissen.

»Himmel, das ist das Beste, was Sie kriegen können, eine Sensation, sagen die Leute. Import, ab Werk. So etwas gibt es hier eigentlich nicht. Aber ich will ihn nicht. Und jetzt erpresst er mich.«

Rüd runzelt die Stirn. »Ihr Schwiegervater?«

»Nein. Der Prof.«

»Ein Spüler?« Rüd begreift jetzt, worauf das hinausläuft. Er bittet um einen Löffel, damit er sich noch etwas Insomnia aus dem Satz pressen kann.

»Ich habe noch nie einem Inquisitor Kaffee gemacht«, sagt der Wirt erleichtert. Rüd umrundet die Theke und geht vor dem Spüler in die Hocke.

»Was tut er genau?«

Der Wirt holt tief Luft. »Zuerst war es keine Erpressung. Er bemerkte nur, dass ich ihn nicht benutze. Irgendwann fing er an, jeden Tag genau die Energie mit leeren Spülgängen zu verbrauchen, die bei seiner Benutzung angefallen wäre. Das war noch so etwas wie eine Einladung. Seit er aber begriffen hat, dass ich trotzdem lieber alles von Hand spüle, dreht er immer weiter auf. Er erpresst mich über die Stromrechnungen.«

»Und wenn Sie den Stecker ziehen?«

»Sie können das gerne versuchen. Aber glauben Sie mir, das wollen Sie nicht.«

Rüd muss lächeln. »Die Nichtbenutzung ist also nicht vorgesehen.«

»Scheint so«, flüstert der Wirt grimmig.

Rüd verschränkt die Arme vor der Brust. »Sie wissen, dass dieser Spüler Ihnen hilft?«

Der Wirt nickt.

»Sie wissen auch, dass dieser Spüler genau weiß, dass er gut für Sie ist? Vielleicht weiß er es sogar besser als Sie selbst.«

Der Wirt nickt.

»Er ist intelligent. Er spart Geld, er schenkt Ihnen Zeit. Er schont die Ressourcen von Kütahya. Welchen Grund kann es geben, ihn nicht einzusetzen?«

»Ich will ihn nicht«, sagt der Wirt.

Rüd bittet um die Erlaubnis, sich in der Küche frei bewegen zu dürfen, und um einen neuen Kaffee. Er zieht den Brokatvorhang hinter sich zu und lässt mich mit dem Wirt allein.

Erst jetzt, als Rüd weg ist, traut dieser sich, mich eingehend zu betrachten. Ich trage wieder das Blümchenkleid. Zusammen mit den goldenen Schuhen ist es für den Zwischenstopp auf einer türkischen Werft genauso untauglich wie die elektromagnetische Burka, die mir Rüd zum Spaß an der Camidibi gekauft hat. Ich habe mein Bestes gegeben, die Burka als das geringere Übel zu empfehlen, aber Rüd hört noch zu selten auf mich.

»Wann geht Ihr Weiterflug?«, ruft der Wirt in Richtung des Vorhangs, ohne den Blick von mir zu wenden.

»In zwanzig Minuten.«

Das war, möglicherweise, eine vorschnell gegebene Information. Jetzt weiß der Wirt, wohin wir reisen werden. Denn wenn hier jemand die Zeit hat, Fahrpläne zu

studieren, dann ist es ein Wirt, ob er nun selber spült oder nicht.

Als der neue Mokka dampfend an Rüds Platz steht, beginnt der Wirt, eine polierte Messingkanne zu polieren, die im Regal auf der anderen Seite des Durchgangs steht. In der Küche klirrt es leise.

Das Regal ist bis unter die Decke mit Andenken vollgestellt, die einen zwanghaften Anspruch auf Vollständigkeit erheben: bunte Gesteinsproben aller regulären Neptunmonde, handbemalte Keramik mit den Wappen der türkischen Gasflotte, dazu alle Fährrmodelle der Geogalaks-Linie. Ganz oben stehen, neben einer großen Panflöte aus Schilflaminat, drei zerschlagene Wasserpfeifengläser. Der Wirt stellt, nachdem er mich lange genug betrachtet hat, die schimmernde Kanne ab, geht zurück zum Vorhang und spricht durch den Spalt.

»Wissen Sie, auf Athos sind Frauen nicht erlaubt.« Er streicht sich den Bart glatt. »Sie fliegen doch nach - Athos?«

In der Küche bleibt es still. Doch dann sind Schritte zu hören, Besteckschubladen werden scheppernd aufgerissen und wieder zugerammt. Der Wirt lauscht eine Weile, dann wiederholt er: »Frauen sind -«

»Das ist keine Frau!«

Die Abdampfhaube einer Backofenese knallt klirrend ins Schloss. Der Wirt zuckt zusammen. Ich tue so, als müsste ich den Halt meiner Frisur prüfen, und streiche mir dazu sanft über den Nacken. Ein paar Strähnen landen auf meiner Schulter und ich schenke dem Wirt ein Lächeln.

Schneller als erwartet rastet die Frontklappe des Bulaşıkprofs ein und Rüd erscheint im Vorhang.

»Fertig, das war's.«

»Sie haben es ihm hoffentlich so richtig gezeigt?«, fragt der Wirt mit kleinen bösen Augen.

»Das war keine Inquisition. Es ist ja nur ein Spüler.« Rüd setzt sich wieder und nippt an seinem Kaffee. »Da reicht oft nur eine kleine Gemeinheit. Ich empfehle Ihnen, ihn einfach nie wieder aufzumachen!«

Der Wirt will noch etwas sagen, begreift aber, dass das, was hinter dem Vorhang passiert ist, Rüds Geheimnis bleiben wird.

Draußen beginnen die Wolkenstreifen am Neptunäquator zu steigen und sich aufzulösen. Darunter berechne ich bereits Windgeschwindigkeiten von fast 1800 Stundenkilometern. Ein Süd Sturm ist unausweichlich. Da zu erwarten ist, dass er sich auf die Nordhalbkugel ausweiten und die Heliumernte für einige Zeit unterbrechen wird, steigen dort bereits die ersten Gasminen aus der Atmosphäre auf, um in der Wetterlosigkeit des Alls Zuflucht zu finden. Der Wirt könnte sich auf einen Zuwachs an Gästen freuen, aber ihn beschäftigt gerade etwas anderes.

»Sagen Sie, was ist sie, wenn sie keine Frau ist?« Sein Gesichtsausdruck verrät: In einem Provinznest wie Kütahya sind phototomische Gynoide genauso selten wie Volltaktspüler oder Besuche von Inquisitoren.

»Sie ist mehr als *nur* eine Frau«, sagt Rüd.

Er hat noch fünf Minuten, stellt seinen Mokka zur Seite, zieht den Emitter hervor und legt ihn auf die Untertasse,

damit er nicht von der Theke rollen kann. Der Wirt betrachtet die kleine, schwarze Kugel, entdeckt die feinen, grauen Membranschichten hinter der siebgitterartigen Oberfläche, kann aber mit alledem nichts anfangen.

»Steh auf!«, sagt Rüd, ohne mich anzusehen.

Ich gehorche.

Rüd nimmt den Emitter in die rechte Hand und schlägt ihn mit Wucht auf die Theke.

Der Aussetzer dauert eine halbe Sekunde. Diese Zeiten werden in meinen Protokollen immer als *temporäre Deaktivierung* vermerkt mit der Bezeichnung: *Vom Betreiber intendierte direkte physische Einwirkung auf den Emitter*. Ist der Schlag nicht zu stark, wird meine Erscheinung nach den Sicherheitskontrollen sofort wieder aktiv. Rüd weiß genau, wie stark er schlagen muss, damit ich etwa eine halbe Sekunde lang weg bin.

Aufgrund des Ramadans braucht Rüd drei Schläge für seine Demonstration. Bei einer Standardfallbeschleunigung von $9,81 \text{ m/s}^2$ zieht er mich mit einem einzigen Schlag aus.

Der Wirt hat sich abgewendet. »Eine Projektion?«, fragt er in Richtung des Brokatvorhangs. Rüd legt den Emitter zurück auf die Untertasse.

»Emission. Sie hat eine gewisse Solidität.«

»Sie möchte sich wieder anziehen«, bittet der Wirt.

Ich bin schon dabei, das Kleid vom Boden aufzuheben, als Rüd dem Wirt den Emitter zuschiebt. »Das ist Sender und Empfänger zugleich. Hochaufgelöstes Hören, tomografisches Sehen mit über tausend Klicks in der Sekunde. Und natürlich, als Interface, die Emission einer

weiblichen Erscheinung mit beschränkter Solidität, immer dann, wenn der Betreiber es wünscht.«

Der Wirt stülpt seine Hand über den Emitter, um zu sehen, ob dies meine Erscheinung stört. Er versucht gar nicht erst zu verstehen, warum nichts passiert.

»Beschränkte Solidität?«, fragt er.

»Eine Sicherheitsvorkehrung. Ihre Oberfläche ist nicht fest genug, um echten körperlichen Widerstand auszuüben.«

»Aber es reicht für ein Kleid?«

»Ja.«

»Ein sehr leichtes und sehr, sehr kurzes Kleid, verstehe«, sagt der Wirt. »Gibt es noch andere - Sicherheitsvorkehrungen?«

»Sie kann sich nicht weiter als zehn Meter von ihrem Emitter entfernen.«

»Sonst?«

»- wird ihre Erscheinung sofort deaktiviert.«

»Und wenn sie sich - also, den Emitter - mitnimmt?«

»Das kann sie nicht. Das System registriert sofort, wenn es durch sich selbst bewegt wird.«

Jetzt sieht mich der Wirt plötzlich mitleidig an. Eine verbreitete Reaktion, die er sich sparen kann. Erstens fühle ich nichts. Zweitens muss ich mir, anders als die meisten Menschen, das Privileg eines Daseinszwecks nicht herbeireden, denn ich habe einen.

»Wenn Sie mich fragen, dann ist das weniger als eine Frau«, sagt der Wirt.

Rüd streicht mir über den Rücken und trinkt seinen Mokka aus. »Du bist dran!«

»Die Fähre geht gleich«, sage ich.

»Dann solltest du dich beeilen!«

Ich beuge mich vor, signalisiere Zuwendung, indem ich die Unterarme auf die Theke lege und warte, bis der Wirt mich konzentriert ansieht. Von draußen dringt der eben einsetzende Gesang des Muezzins gedämpft durch die geschlossene Eingangstür.

»Herr Timur Kayalı Kaplan, ehemals Berufsboxer, Kreisler und Imam, geboren in Afyon am 30. September 2591?«

»Ja.«

»Ich habe Ihnen drei Dinge mitzuteilen: Zuallererst sollten Sie den Fleck zwischen Mund und Nase, den Sie mit Ihrem Bart verbergen, endlich hautärztlich untersuchen lassen. Sie werden das morgen früh tun, denn noch kann man da etwas machen. Doktor Haydari in der Camidibi hat um neun einen Termin frei, nehmen Sie den. Außerdem sollten Sie den Speicher Ihres Subkutanpiepers leeren. Da befinden sich mehrere unbeantwortete Anrufe mit derselben anatolischen Raumsignatur in der Schleife. Ich vermute, es ist wichtig. Wenn Sie nicht wissen, wie Sie den Speicher Ihres Subkutanpiepers leeren, da Sie ihn erst seit zwei Wochen haben, kann ich Ihnen dabei helfen.«

»Ich weiß, wie das geht!«

Er lügt, aber das ist seine Sache. »Und was ist das Dritte?«, fragt er, während er seinen Bart abtastet.

»Servieren Sie in der kommenden Woche erst einmal das Baklava aus den blauen Tüten in der Kühltruhe. Es wird ab Mittwoch nicht mehr schmecken.«

»Tomografisches Sehen?«, flüstert der Wirt.